

Joachim Stiller

# Montaigne: Essays

Materialien zu den „Essays“ von  
Michel de Montaigne



Alle Rechte vorbehalten

# Michel de Montaigne: Essays

Ich lasse nun eine Besprechung der Essays von Montaigne folgen, die von Robert Zimmer stammt und in dem folgenden Werk publiziert wurde:

- Robert Zimmer: Das Philosophenportal – Ein Schlüssel zu klassischen Werken (S.50-63)

„In allen Bereichen des Lebens gibt es Puristen, also Menschen, die bestimmte Dinge nur in absolute reiner Form genießen können. Die Whiskypuristen verabscheuen es, ihr Lieblingsgetränk mit irgendwas zu mixen, und bestimmte Liebhaber klassischer Musik müssen sich dazu zwingen, ein Jazz- oder gar Rockkonzert anzuhören. So gibt es auch Philosophiepuristen, die nur das als Philosophie anerkennen, was in schwerer theoretischer Rüstung daherkommt, logisch streng argumentierende, möglichste in Paragraphen gegliederte Traktate, die bereits im Titel plakativ verkünden, dass es ihnen um die letzten Dinge und um sonst gar nichts geht.

Für die Philosophiepuristen waren die *Essays* des französischen Renaissancephilosophen Michel de Montaigne immer schon ein Ärgernis. Ein Kraut-und-Rüben-Philosoph, der über die Auswahl seiner Themen allen Ernstes behauptet: „Kein Gegenstand ist so geringfügig, dass er nicht mit Fug und Recht in diese bunte Folge aufgenommen würde.“ Ein Zitat aus einem Essay, der den nicht gerade philosophischen Titel „Förmlichkeiten bei der Begegnung von Königen“ trägt. Überhaupt die Titel. Nehmen wir einen der berühmtesten dieser Essays, das so genannte „Hexenfragment“, dem Montaigne die Überschrift „Von den Hinkenden“ gegeben hat. Was erwartet den Leser?

Von „Hinkenden“ ist zunächst überhaupt keine Rede. Montaigne scheint sein Thema schlicht zu ignorieren. Er beginnt vielmehr wie ein Journalist mit einem konkreten Aufhänger: der in Frankreich im 16. Jahrhundert durchgeführten Kalenderreform. Sie führt ihn zu dem Gedanken, dass unsere sehr unzuverlässige Wahrnehmung der Welt dadurch überhaupt nicht beeinflusst wird. Daraufhin erörtert er die Leichtgläubigkeit der Menschen. Wunder und Hexenglauben, also die Neigung, eher den absonderlichsten Erklärungen Vertrauen zu schenken, als auf die Tatsachen zu schauen. All dies stützt er nicht mit irgendeiner logischen Beweisführung, sondern mit eigener Erfahrung, die er durch Zitate, Anekdoten und Sprichwörter ergänzt. Ein Sprichwort schließlich bringt auch die Hinkenden ins Spiel: Sie seien besonders gut zur körperlichen Liebe geeignet. Auch dafür gibt es nach Montaigne die unterschiedlichsten Erklärungen, eine so gut wie die andere. Der Essay schließt mit der Aussage, dass all dieses Hin- und Herschwanken zwischen unbeweisbaren Meinungen zeige, dass der Mensch kein Maß, keine Ruhe und kein Ziel habe, bis Not und Unvermögen ihn zur Ruhe zwingen.

Auf den Titel kann man sich jedenfalls nicht verlassen, wenn man wissen will, welches Thema ein Essay Montaignes behandelt. Montaigne ist wie jemand, der uns einen Spaziergang zu einem bestimmten Ort ankündigt, dann aber jeden Nebenpfad einschlägt, der ihm begegnet, und schließlich an einen ganz anderen, neuen Ort gelangt. Als Musiker wäre er ein Meister des Free-Jazz. In der Tat ist Montaigne der erste große Improvisator in der Philosophiegeschichte. Wenn einer seiner Titel verlässlich ist, dann der seines dreibändigen Hauptwerkes: *Essais*, zu Deutsch: „Versuche“.

Es handelt sich dabei um eine in der Literaturgeschichte neue Textform, die auf jeweils ein paar Seiten einen Gedanken oder ein Thema „versuchsweise“ erörtert, ohne sich an irgendein Schema zu halten. Die *Essays* sind keine Abhandlungen eines Fachphilosophen, sondern ausformulierte Notizen eines Weltweisen, der uns unmittelbar an seiner Auseinandersetzung mit der Welt teilnehmen lässt. Montaigne hat den modernen Essay sozusagen erfunden: Er ist eine Form, die zwischen Argumentation und Erzählung, zwischen Philosophie und Literatur

hin und her pendelt. Genau deswegen hat sie auch sei jeher mehr Leser außerhalb als innerhalb der Fachphilosophie gefunden.

Und doch gelangt man auf Montaignes verschlungenen Wegen mitten in die Fragen der Philosophie. So ist auch der Essay „Von den Hinkenden“ voller brisanter philosophischer Thesen: die menschliche Unfähigkeit, die Dinge so zu erkennen, wie sie sind, die Neigung und Fähigkeit des Menschen, die Welt mit Hilfe von Fiktionen zu deuten, und schließlich die Unstetigkeit des Wesens, das nicht mehr in der Sicherheit seiner Instinkte ruht. Alle diese Erkenntnisse haben später in der Philosophiegeschichte Karriere gemacht und dicke Folianten gefüllt. Montaigne präsentiert sie en passant, also im Vorbeigehen, mehr hinweisend als behauptend. Montaigne ist ein Philosoph der leichten Hand, ein großer Anreger. Seine *Essais* bilden eine unendliche Fundgrube philosophischer Denkanstöße.

Aus der unsystematischen Art seines Philosophierens und aus den Bescheidenheits-erklärungen, die Montaigne immer wieder abgibt, sollte man allerdings nicht schließen, dass die *Essais* für ihren Autor nur eine zweitrangige Bedeutung gehabt hätten. Im Gegenteil: Montaigne hat sie als die wichtigste Frucht seines Lebens angesehen, als das Ergebnis eines jahrzehntelangen Prozesses, mit sich und der Welt ins Reine zu kommen. Als die Erstausgabe der *Essais* 1580 erschienen war, überreichte er das Werk voller Stolz dem französischen König Heinrich III. in Paris und, im Rahmen einer ausgedehnten Reise, dem damaligen Papst Gregor XIII. in Rom.

Montaigne war zu diesem Zeitpunkt siebenundvierzig Jahre alt, ein französischer Aristokrat, der sich von öffentlichen Geschäften weitgehend zurückgezogen hatte und, für seinen Stand ungewöhnlich, seine Zeit der Lektüre und dem Schreiben widmete. Ein Berufsphilosoph ist er nie gewesen. Selbst die Tätigkeit eines philosophischen Schriftstellers hat ihm ursprünglich nicht vorgeschwebt. Es waren vielmehr die Repräsentationen und das öffentliche Engagement, auf die er durch eine standesgemäße Ausbildung vorbereitet worden erden sollte. Dennoch erwarb er sich an Schulen und Universitäten wichtige Grundlagen für sein späteres Schreiben.

Das geistige Leben im 16. Jahrhundert wurde in Westeuropa von den Humanisten beherrscht, einer Bildungsbewegung, die die Schriften der antiken Klassiker wieder für ein breites Publikum zugänglich machten. Humanistische Bildungsprogramme hatten die von der Kirche geprägten Lehrinhalte abgelöst. 1533 geboren, erhielt Montaigne eine der besten humanistischen Ausbildungen, die in jener Zeit in Frankreich möglich war.

Als Kind wurde er von einem deutschen Hauslehrer unterrichtet, der mit ihm nur Latein sprach. Er besuchte die Eliteschule Collège de Guyenne, an der einige der berühmtesten Humanisten der damaligen Zeit lehrten, und er begann bereits mit dreizehn Jahren ein Studium der Rechtswissenschaften in Bordeaux und Toulouse, das er 1554 abschloss. Montaigne erwarb durch diese Erziehung eine große Vertrautheit mit antiken Autoren, aus denen er in seinen *Essais* immer wieder zitiert. Die antike Literatur wird ihm zu einer unerschöpflichen Fundgrube, aus der er sich immer wieder ganz unsystematisch und eigenwillig bedient.

Eine seiner ersten öffentlichen Funktionen bekleidete Montaigne ab 1557 als Ratsherr von Bordeaux, ein Amt, das innezuhaben in der Familientradition lag. Sein Vater hatte der Stadt jahrelang als Bürgermeister gedient. Hier lernte Montaigne den zwei Jahre älteren Étienne de La Boétie kennen, einen Kollegen, der zu seinem engsten Freund und wichtigsten geistigen Anreger werden sollte. La Boétie hatte bereits mit 18 Jahren eine Aufsehen erregende Abhandlung, „Über die freiwillige Knechtschaft“, geschrieben, in der er sich gegen den Machtpragmatismus des Italieners Niccolò Machiavelli wandte und zum Widerstand gegen jede Tyrannei aufrief.

Die Jahre des intensiven geistigen Austausches mit La Boétie hat Montaigne später als die wichtigsten und glücklichsten seines Lebens bezeichnet. In seinem Essay „Über die

Freundschaft“, der sich wie ein Nachruf auf seinen Freund liest, stellt er, in der Tradition der antiken Philosophen, die Freundschaft zwischen Männern weit über jede andere Beziehung. Der frühe Tod La Boëties, der 1563 an der Ruhr starb, bedeutete für Montaigne eine tiefgreifende Zäsur, eine emotionale Erschütterung, die seinem Leben eine neue Richtung gab. Montaigne beginnt nun, seine äußeren Lebensumstände endgültig zu regeln, sich aber gleichzeitig vom öffentlichen Leben zu distanzieren. Er geht in eine Art selbst gewählte innere Emigration, 1556 heiratet er die Tochter eines Ratskollegen, 1568, nach dem Tod des Vaters, tritt er das Erbe des Familienbesitzes an. Doch beides, Ehe und Vermögen, sollten in seinen Schriften kaum eine Rolle spielen.

Montaigne baut sich die Fassade einer konventionellen Existenz auf, hinter der sich nur sein eigentliches Leben, das des Weltweisen, abspielt. Am 28. Februar 1571 fällt der endgültige Entschluss, sich in den Turm des Schlosses zurückzuziehen, in dem er sich ein Arbeitszimmer und eine Bibliothek eingerichtet hat. In den folgenden zwanzig Jahren bis zu seinem Tod wird er zwar vereinzelt Reisen antreten oder Ämter und Missionen übernehmen. Die ganz überwiegende Zeit jedoch ist jenem Prozess der geistigen Aneignung und Auseinandersetzung gewidmet, aus dem schließlich die *Essais* hervorgehen.

An die Stelle der Gespräche mit dem Freund tritt nun der intime Umgang mit den Büchern, der über die Lektüre zum Schriebenen führt. Montaigne beginnt, Exzerpte zu machen und Zitate zu entnehmen. Sogar die Decke des Turmzimmers wird mit Merksprüchen und Lektürenotizen versehen. Wenn auch der heutige Leser der *Essais* die zahlreichen und scheinbar wahllos eingestreuten Zitate möglicherweise als überflüssigen Ballast ansehen mag, so liegt in ihnen doch der Kern, aus dem sich die neue literarische Form des Essays entwickelt hat. Montaigne selbst hat diese Form mit einem Wandgemälde verglichen, das mit unzusammenhängenden Grottesken gefüllt ist. Vor allem im ersten Band seines Werkes, in dem die einzelnen Essays noch erheblich kürzer sind als in den nachfolgenden Bänden, kann man die Spuren eines Schriebprozesses entdecken, der als Kommentierung und Erläuterung einzelner Sprichwörter, Anekdoten oder Zitate begonnen hat, und zu einem locker strukturierten Text auswucherte.

Besonders häufig bezog Montaigne sich dabei auf Autoren der römischen Spätantike, die für ihn immer eine große Anziehungskraft behielten. Die spätantiken Philosophenschulen legten keine großartigen philosophischen Systeme mehr vor, sondern betrieben Philosophie als eine praktische Orientierungswissenschaft und als Lebenshilfe. Seine beiden Lieblingsautoren waren der griechische Philosoph und Historiker Plutarch sowie Seneca, einer der bekanntesten römischen Vertreter der Stoiker. Durch sie wurde er zu seiner literarischen Form inspiriert, aus ihnen schöpfte er seine Lebenshaltung, die ihm gebot, jede Art von Extremen zu meiden. In dem Essay „Verteidigung Senecas und Plutarchs“ geht er sogar so weit zu behaupten, sein Buch sei „allein aus ihren Spänen gezimmert“. Vor allem Plutarchs Neigung, Persönliches und Anekdotisches mit frei assoziierenden Reflexionen zu verbinden, hat Montaignes Schriebenen beeinflusst.

Montaigne hat dieses Schreiben einer höchst unruhigen und gefährlichen Umwelt abgetrotzt. In Frankreich herrschte seit Mitte des Jahrhunderts ein religiös motivierter Bürgerkrieg zwischen protestantischen Hugenotten und königlichen Katholiken. In der berühmten Bartholomäusnacht von 1572 wurden in Paris mehr als zwanzigtausend Hugenotten ermordet. Attentate, Plünderungen und die Ermordung Unschuldiger waren an der Tagesordnung. Die Religion um Bordeaux lag zwischen den Fronten, war also unmittelbar Bürgerkriegsgebiet. Montaigne bekannte sich zum Katholizismus, pflegte jedoch auch immer Kontakte zur protestantischen Seite. Dies bewahrte ihn jedoch nicht davor, mehrfach in seinem Schloss überfallen und mit dem Tod bedroht zu werden. Mehrere Male musste er sich wegen der großen Gefahr sogar ausquartieren.

Montaigne hat in seinen *Essais* aus dem religiösen Fanatismus seiner Zeit Schlussfolgerungen gezogen. Was die grundlegenden metaphysischen und theologischen Fragen anging, blieb er

immer ein Skeptiker. Er bezweifelte, dass es möglich ist, persönliche Glaubensüberzeugungen zu „beweisen“. Vor allem hielt er es für gefährlich, wenn aus diesem Wahrheitsanspruch politische Forderungen und vor allem die Rechtfertigung einer Gewaltanwendung gegen andere abgeleitet werden. In seinem Essay „Über die Gewohnheit und dass man ein überkommenes Gesetz nicht leichtfertig ändern sollte“ hält er es für eine Anmaßung, „wenn man seine persönlichen Überzeugungen derart wichtig nimmt, dass man zu ihrer Durchsetzung nicht davor zurückschreckt, den öffentlichen Frieden zu brechen und all den Übeln und der entsetzlichen Sittenverderbnis Tür und Tor zu öffnen, die bei Dingen von solchem Gewicht Bürgerkriege und politische Umwälzungen zwangsläufig mit sich bringen“. So blieb Montaigne Katholik nicht aus theologischer Überzeugung, sondern weil das Festhalten an der traditionellen Religion den gesellschaftlichen Frieden am ehesten garantiert. Als ein undogmatischer Konservativer wollte er kirchliche Missstände nicht durch eine Abkehr vom alten Glauben, sondern durch innere Reformen beseitigen. Als Philosoph war er, zweihundert Jahre vor der Aufklärung, ein Vertreter der Toleranz.

In unmittelbarer zeitlicher Nähe zur Bartholomäusnacht, von 1572 bis 1573, schrieb Montaigne den ersten Band der *Essais* nieder. Der zweite Band entstand Ende der siebziger Jahre, von 1577 an; in dem Jahr, in dem ihn der König zum Kammerherrn ernannte, aber auch in dem Jahr, in dem er zum ersten Mal von seiner – in den *Essais* häufig erwähnten – schmerzhaften Nierenkrankheit befallen wurde. Erst Ende der achtziger Jahre hatte er schließlich den dritten Band fertig gestellt, wobei er seine frühen Essays einer erneuten Überarbeitung unterzogen hatte.

Haben die *Essais* ein Thema? Gibt es so etwas wie einen roten Faden, der sich durch alle drei Bände hindurchzieht? Montaigne [selbst] hat darauf überraschender Weise eine eindeutig positive Antwort gegeben: Thema seines Buches sei er selbst, alle, was er hier schreibe, sei Ausdruck seines Ichs. Er habe das Buch nicht für die Öffentlichkeit geschrieben, sondern ausschließlich, um über sich selbst Rechenschaft abzulegen.

Diese Selbstaussage Montaignes ist geeignet, bei heutigen Lesern Verwirrung und Missverständnisse hervorzurufen. Missverständnisse deshalb, weil Montaigne keineswegs die Absicht hatte, eine Autobiographie oder ein Bekenntnisbuch zu schreiben. Wer Auskunft über Private oder gar intime Enthüllungen erwartet, wie sie in der europäischen Literatur ab dem 18. Jahrhundert üblich wurden, sieht sich getäuscht. Montaigne interessiert sich vielmehr, wie man sagt, für „Gott und die Welt“, er beschreibt Bräuche, kommentiert Bücher und berichtet von charakteristischen Erlebnissen. Die umfangreichste Abhandlung der *Essais*, die „Apologie für Raymond Sebond“, beschäftigt sich zum Beispiel mit einer Schrift des katalanischen Theologen Raimundus Sebundus, die Montaigne selbst 1569 übersetzt hatte und in der versucht wird, die Glaubenswahrheiten aus der Vernunft abzuleiten. Ein auf den ersten Blick sehr theologisches Thema, in dem das Ich keinen Platz zu haben scheint.

Wenn Montaigne sein Ich in den Mittelpunkt stellt, dann meint er damit, dass er nicht von vorgefertigten theoretischen Konzepten, sondern von Erfahrungen ausgeht, und zwar von Erfahrungen, die er selbst gemacht hat. Montaigne ist neugierig auf alles, was in der Welt vorgeht. Aber er nimmt diese Eindrücke, die ihm zugänglichen Informationen und die aus Büchern entnommenen Aussagen, nicht als selbstverständlich hin. Er schickt sie durch den Filter seines Ichs. Auch der Essay über die Vernunfttheologie des Raimundus Sebundus ist kein akademischer Kommentar, wohl aber eine im Lichte der eigenen Erfahrung vorgenommene kritische Prüfung menschlicher Vernunftansprüche. Für Montaigne, der bekennt, er habe „der Philosophie nie etwas beretwillig geglaubt“ gibt es keine „Vernunftwahrheiten“, die sich von selbst verstehen. Das Ich ist für ihn der Schild, mit dem er sich gegen abstrakte Wahrheiten schützt.

Die Hinwendung zur Welt und die gleichzeitige Betonung des Individuellen gegenüber dem allgemeinen ist eines der Charakteristiken der Renaissance. Sie war die Zeit, in der die europäischen Seeleute fremde Kontinente und Völker entdeckten und die Künstler begannen,

ihren Blick auf realistische Details zu richten. Nicht zufällig haben sich in der Malerei dieser Zeit die räumliche Perspektive und die Portraitmalerei durchgesetzt. Diesen „realistischen“ Blick hat auch Montaigne. Für ihn ist die Charakteristische Einzelheit wichtiger als eine mögliche theoretische Bedeutung. Montaigne ist ein unermesslicher Jäger und Sammler von Erfahrungsmaterial, sei es auch scheinbar noch so unbedeutend. Deshalb zeichnen sich seine *Essais* durch eine Liebe zum Besonderen, durch eine Fülle von Details aus, die nicht zusammenhängend oder stimmig sein müssen, die aber die Augen für die Vielfältigkeit der Welt öffnen sollen.

Durch diese Art der empirischen Selbstbeobachtung und Selbsterforschung wird Montaigne zu einem der Väter der modernen Anthropologie, der Lehre vom Menschen. Die scholastische Philosophie des Mittelalters sah den Menschen über die Natur erhoben und durch die vom Körper getrennt, unsterbliche Seele mit Gott verbunden. Eine solche Trennung von Mensch und Natur und von Körper und Geist widerspricht nach Montaigne aber der Erfahrung. Der Mensch bleibt für ihn Teil der Natur, den gleichen Bedürfnissen und Gefährdungen ausgesetzt wie andere Kreaturen. An sich selbst beobachtet er, wie eng geistige und körperliche Zustände miteinander verwoben sind. Deshalb widmet er sich auch ausführlich einem Thema, das in der mittelalterlichen Philosophie tabu war: dem Körper und seinen Funktionen.

Wegen seiner Zugehörigkeit zur materiellen und sinnlichen Welt galt der Körper in der Scholastischen Philosophie des Mittelalters als Hort der Sünde. Selbst Ärzte gerieten unter den Verdacht, mit dem Teufel zu praktizieren. Montaigne dagegen redet oft und ausführlich über seine Krankheiten, über Geschlechtsverkehr, über Schlaf, über Essen und Trinken, über seinen kahlen Schädel und über seinen dichten Schnurrbart. Er findet den Zugang zum Menschen über den Körper, nicht über den Geist.

Von Montaigne hört man deshalb auch keinen Lobpreis des Menschen als Krone der Schöpfung. In seinen Augen ist der Mensch vielmehr schwach, wankelmütig und leichtgläubig. Er ist kein Vernunftwesen, sondern ein Wesen voller Widersprüche, das auf schwankendem Boden steht. Gerade die Vernunft, die den Menschen angeblich aus dem Reich der Natur heraushebt, erscheint ihm als besonders unzuverlässig: Jeder scheinbar begründeten Meinung lässt sich eine Gegenmeinung, jedem angeblichen Beweis ein Gegenbeweis entgegenstellen.

Montaigne steht hier in der Tradition der spätantiken Schule der Skeptiker, die von der Unmöglichkeit einer sichern Erkenntnis über die Dinge überzeugt war. Auch die von Sokrates überlieferte Aussage „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ dient ihm als Bestätigung der Erkenntnis, dass sich die Widersprüche der Welt nicht durch Vernunft auflösen lassen. In diesem Punkt befinden sich Philosophie und Lebenserfahrung für Montaigne im Einklang: „Es ist meine eigene Erfahrung“, so stellt er fest, „die mich die menschliche Unwissenheit so groß herausstellen lässt: Dies wird uns meiner Ansicht nach von der Schule der Welt als das Unbezweifelbare schlechthin gelehrt.“

Dieses von Skepsis und Bescheidenheit geprägte Menschenbild führt auch zu einem veränderten Blick auf die menschliche Kultur und ihre Werte. Montaigne sieht die eigene Kultur nicht als Vorbild für andere an. Er ist einer der ersten Philosophen, die den Eurozentrismus, das heißt die These von der Überlegenheit der europäischen Kultur, in Frage stellt. In seinen Augen ist es lediglich mangelnde Vertrautheit, die uns dazu verleitet, andere Kulturen als „barbarisch“ zu bezeichnen. Deshalb verfolgte Montaigne auch aufmerksam alle ihm zugänglichen Nachrichten, die Reisende von fremden Ländern und Kontinenten mitbrachten.

So waren ihm auf einer seiner Reisen nach Paris brasilianische Indianer vorgeführt worden. Auf diese Informationen stützt er sich in seinem Essay „Über die Menschenfresser“. Die Kultur der so genannten „Wilden“ ist nämlich geeignet, auch unsere eigene in einem neuen Lichte zu betrachten. Was ist eigentlich humaner, fragt Montaigne provozierend, wenn ich meinen Gegner schnell und schmerzlos tate und anschließend verspeise oder wenn ich ihn

langsam und grausam foltere, so wie dies gerade zu Zeiten der Religionskriege in Europa üblich war? Bei genauerem Hinsehen stellen wir nämlich fest, wie viel wir von fremden Kulturen lernen können. Die Völker, die wir „barbarisch“ nennen, sind der westlichen Kultur in einem entscheidenden Punkt voraus: Sie sind näher an der Natur, ihre Wünsche richten sich nach den natürlichen Bedürfnissen. Dadurch entgehen sie nicht nur den Lasten, die aus Luxus und Überfluss herrühren, sondern auch dem, was Montaigne als den Grundfehler der eigenen Kultur ansieht: ihre Maßlosigkeit, ihr Streben nach immer mehr, ihr Hang zur Perfektion, der zu einer zerstörerischen Energie wird. Statt der Überheblichkeit gegenüber anderen Kulturen empfiehlt Montaigne Toleranz und Lernbereitschaft.

Aus dieser kritischen Betrachtung der menschlichen Natur und der menschlichen Zivilisation leitet Montaigne seine Weisheitslehre, seine Ansichten von einem glücklichen und gelungenen Leben, ab. Er will jedoch keine Lehre im herkömmlichen Sinne, kein Dogma und kein System, sondern eine Lebenshaltung vermitteln. Wie bei den spätantiken Philosophen richtet sich seine Weisheit auf das, was erreichbar ist, auf den irdischen Lebensgenuss und nicht auf eine jenseitige Erlösung. Obwohl er nominell ein katholischer Christ war, spielt die Ausrichtung auf ein Jenseits in seiner Lebensphilosophie kaum eine Rolle. Montaigne ist ein ganz am Diesseits orientierter Denker, der die Forderung der griechischen Philosophie: „Lebe in Einklang mit der Natur und in Übereinstimmung mit dir selbst“ wieder aufgreift. Der Mensch muss seine Selbstüberschätzung ablegen und wieder in eine enge Verbindung zu seiner kreatürlichen Umwelt treten.

Dazu gehört zuerst, dass er sich auch in seiner Vergänglichkeit und Sterblichkeit annimmt. Aus dem Dialog *Phaidon* des griechischen Philosophen Platon ist die Aussage des Sokrates überliefert: „Leben heißt sterben lernen.“ Montaigne macht sie zum Titel eines seiner berühmtesten Essays. Gemeint ist damit aber keine romantische Todessehnsucht oder eine morbide, lebensfeindliche Haltung. Wie immer plädiert er für einen lebensnahen Realismus. Er, der jeden Tag Menschen, die durch Krankheit, Unfall oder Krieg ums Leben kamen, vor Augen hatte, glaubte, dass wir nur durch den ständigen Umgang mit dem Tod von seiner Unheimlichkeit befreit und uns von irrationalen Ängsten freimachen [können]. Wer jedoch den Tod aus seinem Leben verdrängt, ist auch nicht in der Lage, den Wert des Lebens zu würdigen.

Montaigne propagiert ein entspanntes Leben, das auf große Projekte verzichtet und Freude an den kleinen Dingen, dem Erreichbaren findet. Es ist kein abenteuerliches, die Grenzen austretendes Leben. Im Gegenteil: Montaigne befürwortet die Existenz, die viele als geradezu spießig erscheinen mag. So macht er sich zum Anwalt der Gewohnheit und der Behaglichkeit. Die Gewohnheit bezeichnet er als Zauberspruch der Göttin Circe, die uns die Plagen vom Hals hält und uns mit der Natur versöhnt. Auch hier bleibt er ein Konservativer: Jeder sollte so leben, wie es die Sitten und Gebräuche seiner Kultur und Religion überliefern und wie es seinem eigenen Lebensrhythmus entspricht. Der Hast, dem Ehrgeiz, den großen Projekten setzt er das alte antike Lebensideal der Muße entgegen.

In der Annahme der eigenen, natürlichen Grenzen und im maßvollen, sinnlichen Lebensgenuss liegt das Glück, das dem Menschen möglich ist. Montaigne ist ein Hedonist, also jemand, der in der „Lust“ (griechisch „hedone“) dieses Glück verwirklicht sieht. Auch wenn wir nach Tugend streben, so haben wir in Wahrheit die lustvolle Befriedigung im Blick, die uns ein tugendhaftes Leben gewährt. Der Weg zum Glück führt bei Montaigne über die Sinne, nicht über die Rationalität. Es ist jedoch keine auf die Spitze getriebene Sinnlichkeit. Jede Art von Ekstase oder Entrückung ist ihm fremd. Montaigne ist ein Genießer der kleinen, alltäglichen und natürlichen Formen der Sinnlichkeit: Essen, Trinken, Sexualität. Er setzt sich hier von einer Tradition ab, die seit Platon und Aristoteles die Philosophie beherrscht hatte. Die Selbstverwirklichung des Menschen besteht für ihn nicht mehr in der geistigen Kontemplation als der Herrschaft der Vernunft über die Sinne, sondern in der bewussten Entfaltung der sinnlichen Anlagen.

Die Pflege der sinnlichen, intuitiven Fähigkeiten ist es auch, die die verlogene gegangene Instiktorientierung und damit den Kontakt zur „Mutter natur“, wie Montaigne sie nennt, wieder herstellen kann. Montaigne greift hier Ideen auf, die auch in den östlichen Meditationslehren des Buddhismus, Hinduismus und Taoismus eine Rolle spielen: die Fähigkeit loszulassen, eigenes Streben aufzugeben und auf die Dinge „hinzuhören“. Bei Montaigne tritt der Mensch seiner Umwelt nicht als homo faber, als Macher, entgegen, sondern als jemand, der sich öffnet, aufnimmt und lernt. Im letzten Essay des dritten Bandes, „Über die Erfahrung“, beschließt Montaigne das Buch nicht zufällig mit einem Gebet an den heidnischen Gott Apoll, den Gott der „fröhlichen Weisheit“. In der Welt Montaignes stehen die Götter nicht außerhalb der Natur, sondern sind ein Teil von ihr.

Montaignes *Essais* waren ein „work in progress“, ein Werk, das bis zu seinem Tod 1592 immer neue Zusätze und Veränderungen erfahren hat. Mit der Fertigstellung des zweiten Bandes 1580 konnte die Erstausgabe der *Essais* erscheinen. Sie bescherte ihm nicht nur Leser, sondern auch erste Anhänger, darunter die 1565 geborene Marie des Gourney, eine philosophisch interessierte Adelige aus der Picardie, mit der er in einen brieflichen Austausch trat und die er später sogar als seine „Adoptivtochter“ bezeichnete. Als er 1588, aus Anlass des Erscheinens der ersten Gesamtausgabe, die nun auch den dritten Band enthielt, nach Paris reiste, stattete er ihr einen persönlichen Besuch ab. Sie war eine der ganz wenigen, mit denen Montaigne nach dem Tod Etienne de La Boëties geistigen Austausch pflegte. Nach seinem Tod wurde sie Herausgeberin seiner Werke und besorgte 1595 die erste posthume Ausgabe. Die Tatsache, dass Montaigne eines der ersten Exemplare dem Papst persönlich überreichte hatte, konnte nicht verhindern, dass die katholische Kirche das Buch 1676 auf den Index setzte. Die kirchlichen Zensoren hatten immerhin einige Jahrzehnte gebraucht, bis sie erkannten, dass der bekennende Katholik Montaigne in Wahrheit ein vorchristlicher Naturanbeter war.

Auch die Universitätsprofessoren haben Montaigne immer we4ider links liegen gelassen. Doch seine Spuren sind überall in der Philosophie und Literaturgeschichte zu finden. Seine essayistische Form des Philosophierens, gepaart mit einer skeptischen Sicht des Menschen und einer pragmatischen Weisheitslehre, hat die neuzeitliche europäische Moralistik begründet, die vor allem in Frankreich in La Rochfoucault, La Bruyère und Chamfort ihre Fortsetzer fand. Das von Montaigne begonnene Programm der Selbsterforschung des Ichs wurde von René Descartes aufgegriffen. Pascal ist ihm mit seiner Diagnose des schwachen und unsteten Menschen gefolgt. Jean-Jacques Rousseaus Wahlspruch „Zurück zur Natur“ kann sich ebenso auf Montaigne berufen, wie die Toleranzforderungen der Aufklärer, die der europäischen Kultur ihren Spiegel vorhielten. Auch Friedrich Nietzsche, der mit seiner „Umwertung der Werte“ den Leib gegenüber dem Geist aufwertet, steht in den Fußstapfen Montaignes. Und Montaigne war es auch, der mehrere hundert Jahre vor der Existenzphilosophie die Forderung nach einer Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit zur Voraussetzung des „eigentlichen“ Lebens erhob.

Vor allem aber haben Montaignes *Essays* der Philosophie jene Glaubwürdigkeit, Konkretheit und Leichtigkeit verliehen, mit denen sie auch diejenigen Leser erreichte, die sich die Philosophie nicht als Studienobjekt, sondern als Lebensbegleiter wünschten.“ (Robert Zimmer)



[Zurück zur Startseite](#)